

Andreas Wollbold

HOLY PALACE

Ein römischer Krimi

Echter Verlag

2021

240 Seiten

Walter Hanseler kehrt mit 50 nach Rom zurück, dem Ort seines Priesterstudiums, für eine Woche nur. Nostalgia? Keine Spur. Sein Domizil ist das titelgebende Luxushotel Holy Palace. Nicht seine Welt, nicht seine Wahl, die Eltern schenkten ihm die Woche in der Ewigen Stadt. Schon in der ersten Nacht ist er um den Schlaf gebracht, der wummernde Lärm einer Prominentenhochzeitsfeier macht ihn wahnsinnig.

Und schon auf den folgenden drei Seiten passiert seine ganze Tragödie Revue, der Prolog samt enthusiastischer Hoffnung des Seminaristen, ein kurzer Gipfel als Priester, die Peripetie in Form einer Frauengeschichte, dann die Katastrophe, der schmachvolle Abstieg, der ihm nicht nur den Verlust des Amtes, sondern auch kein Eheglück einbringt, denn Sandy hatte den Priester Walter in ihrer prekären Lage kühl berechnend ausgenutzt. Hier setzt Wollbold gleich zu Beginn einen Kontrapunkt gegen das Klischee billiger Priesterfilmchen, in denen die Geliebte eines dem Zölibat und der Enthaltensamkeit verpflichteten Geistlichen entweder als gute Fee, schöne Traumgattin und mutige Kämpferin gegen die böse gestrige Kirche für das Glück mit ihrem Schatz in spe gezeichnet wird oder zumindest als Femme fatale der es gefällt so ein Keuschheitsgelübde analog zu männlichen Entjungferungsgelüsten mit ihrer Erotik en passant aber triumphierend wegzupflücken, so mag man es scheint's im Film; doch weder sentimental gefühlig geht es hier zu, noch triebentfesselnd dämonisch verführerisch; die Protagonistin dieses Gelübdebruchs ist schlicht alleinerziehende Erzieherin aus der Gemeinde, die Hanseler eine nichtexistente Schwangerschaft von ihm anhängt, worauf der als ehrliche Haut seine Berufung niederlegt, Verantwortung übernehmen will, wie es heute so abgedroschen heißt, aber schließlich keine Familie, sondern nur den Laufpaß erhält.

So banal und doch existentiell bitter ist die Realität, erst recht für Hanseler, den hochbegabten Lateiner und Horazianer und kaum geschaffen für ein bürgerliches Leben; als Seminarist und junger Priester vor gutem Eifer entbrannt; und nun blickt er schlaflos, lärmgeschunden auf diese, seine Geschichte langen Gescheitertseins zurück. Was er ohnehin öfter immer wieder mal tut.

„Ach einem Theologen gehen die großen Worte so leicht über die Lippen, als würde er mit Falschgeld den Krösus spielen“, spottet Wollbold, selbst Priester und Professor für Pastoraltheologie an der LMU München und es scheint, daß Hanseler schon lange Jahrzehnte durch sein einst voreiliges, weil schon nach der ersten Prüfung verstummendes Halleluja entstandenen Schulden sauer und verquält abbezahlt, indem er sozusagen in einer Art Hades vor sich hinschattet. Und man darf vermuten, daß der Autor solch traurige Schicksale

ehemaliger priesterlicher Mitbrüder kennt. Doch auch in der verheerenden Niederlage bleibt Hanseler bei seinen Leisten, schiebt seinen Fauxpas und seine Verfehlung gegen die Gelübde nicht der Kirche in die Schuhe; er bleibt bei aller Geknicktheit innerlich aufrecht, geht den Weg des Kreuzes, nicht, wie so viele ehemalige Geistliche, jenen des feixenden Comingouts samt medienwirksam inszenierter heuchlerischer Anklage.

Zermürbt vom Lärm, rafft sich Hanseler mittlerweile auf, beschwert sich an der Rezeption, dabei fallen ihm zwei sich unterhaltende Männer auf. Den älteren, ein Geistlicher, findet er nach dem Besuch der hoteleigenen Kapelle elend auf dem Boden des Flurs liegend vor. Der nötigt Hanseler, in ihm den Priester sehend zur Abnahme der Beichte, die aber nur aus dem flehenden Wort „Grazia“ besteht; der als Ex dazu streng unbefugte Hanseler willigt dennoch zögernd ein, spricht die Absolution und zieht sich auf sein Zimmer zurück, in der Vermutung, der Geistliche sei nur betrunken gewesen. Am Morgen aber sieht er im Fernsehen die Nachricht vom Tode seines nächtlichen Pönitenten. Es ist Prälat Alessandro Maranucci, der angeblich in dieser Nacht an einem anderen Ort verstorben ist. Eine schillernde Figur des gesellschaftlichen und politischen Parketts Italiens, die als Leiter der einst mächtigen Laienbewegung Gaudium et Spes fungierte. Dieser gehörte auch der Holy Palace einst zur Gänze, dann wurde aus dem größten Teil des Anwesens ein Luxushotel. Und wie Hanseler plötzlich zur Ausübung seiner einstigen Berufung genötigt wurde, finden sich mit der versteckten Kapelle und einem kleinen noch von der geistlichen Laienbewegung benutzten Trakt, Reste untergegangenen Katholizismus mitten im mondänen Trubel und mitten in der endlos scheinenden Midlifecrisis Hanselers ein erzwungener Rückgriff auf sein Amt. Ohne hier metaphorischen Extrakt aus den Seiten wringen zu wollen: ein beredt verdoppeltes Bild als Wink auf den Zustand der heutigen Kirche: unverhofft auftauchende Restbestände zwischen umetikettierten hohlen Fassaden oder auch bei nur scheinbar gänzlich abgewendeten Menschen. Da war doch mal was!

Ab hier entspinnt sich der „römische Krimi“ wie ihn der Untertitel ankündigt. Allzu offensichtlich unwahr ist die Version über den Tod des Prälaten, die man der Öffentlichkeit auftischt, an was oder durch wen starb er und ist er wirklich tot? Und ganz offenbar will man Hanseler dazu bringen, den nächtlichen Vorfall mit Maranucci zu vergessen, mit indirekter Bestechung, versteckten Drohungen und einem vergifteten Drink, vor dessen Genuß ihn die Ungeschicklichkeit des Kellners Giovanni bewahrt. Oder stieß der das Glas mit Absicht um? Dieser Anschlag erweckt den zwischen Selbstmitleid und spöttelnder Selbstkritik verfangenen Zauderer wieder zum Leben, er nimmt die Herausforderung an, will die Wahrheit aufdecken. Und trifft dabei auf etliche Personen, wie das äthiopische Zimmermädchen Lydia, den stets unter Strom stehenden Priester Marc O'Malley oder Margherita Costanzi, die Generalassistentin von Gaudium et Spes, das von Maranucci getraute Brautpaar der lärmenden Nacht mit dem bezaubernd schönen Weibsbildnis Ornella und deren Schwester. Lange läßt Wollbold offen, ob sie Gefährten oder Feinde Hanselers im speziellen und der Wahrheit über Maranuccis Tod im allgemeinen sind und was diese offenbar Mitinvolvierten letztlich antreibt, was die Spannung kontinuierlich aufbaut und hochhält. "Es gibt Dinge, die muss man am Boden liegen lassen. Wenn Sie den Stein aufheben, kommt eine giftige Natter darunter zum Vorschein." warnte ein Kellner des Hotels den Gast aus Deutschland vergeblich, und, soviel darf verraten sein, manche dieser Nattern haben die Kirche als Nest erwählt und sich bestens eingenistet.

Diese Begegnungen finden im Hotel, in familiären Kellerrestaurants abseits des Rummels und touristenfreien Bars wie dem Totocalcio statt, berühmte aber auch weniger bekannte Kirchen, Friedhöfe, Paläste, Plätze und natürlich auch der Petersdom spielen in Wollbolds „Kirchenkrimi als Liebeserklärung an Rom“ eine gebührende Rolle; dabei werden Kehrseiten wie die öden Touristenneppbars, die seelenlosen architektonischen Vergehen der Mussolinizeit oder die Absteigen von Migranten wie Lydia an der Peripherie des Stadt, die sich mit schlechtbezahlten Jobs durchhangeln und manchmal, wie deren Bruder, dabei an die Falschen geraten, wobei die Falschen höchstangesehene Mitglieder der Gesellschaft sein können, wie sich zeigen wird, nicht ausgespart. Und auch die Liebe zu den Römern, zum Italienischen überhaupt zeigt sich in nuancierter Skizzierung der zahlreichen Nebenfiguren und Momentaufnahmen.

Die Handlung, über sie soll hier nichts mehr verraten werden, entwickelt sich sehr langsam zur Auflösung des mysteriösen Todesfalls Maranuccis hin, da Walter Hanseler immer wieder in Zweifel, ins Hin und Her seiner Gedanken, in die Frage, was ihn das überhaupt angehe, hineingerissen wird; er bleibt immer bereit, sein Unterfangen aufzugeben. Doch immer wieder schwingt er sich dann doch plötzlich ganz kurzlinig zu entschiedenem, ja mitunter kühnem Handeln und sehr direkten Konfrontationen seiner, so man will, Komparsen auf. Spielen diese doch alle das Spiel des Andeutens und wieder Zurücknehmens, des Vorpreschens und plötzlichen Rückzugs, des Öffnens und Verschließens meisterhaft, nahezu wie in einem eher venezianisch denn römisch anmutenden Maskenball.

Formal ist Holy Palace völlig anders gestaltet als der Vorgängerroman „Felapton“. Alle Kapitel hier sind dominiert von Walter Hanseler und auch der Erzähler ist so nah an ihm dran diesmal, daß dessen Kommentare beinahe als Selbstgespräch Hanselers in der dritten Person durchgehen könnten. Der geistreich versierte, dem Horazverse zielsicher zu allen Situationen einfallen, nörgelt flugs darauf wieder fast spießig über dutzende Kleinigkeiten, ertappt sich selbst, dem Klischee schwäbischer Herkunft in puncto Knausrigkeit und dem Drang, das, was bezahlt ist, bis zum Limit mitzunehmen zu entsprechen, etwa am 30 Meter Frühstücksbuffet, nur um später über den so verdorbenen Magen zu lamentieren.

Nicht nur sich selbst, nicht nur den Leuten, die seine Recherche sabotieren oder befördern wollen, auch für den Leser ist Walter Hanseler mitunter ein anstrengender Zeitgenosse. Und man möchte wie der Autor anfangs -oder Hanseler sich selbst?- ihm zurufen „Tu irgendetwas, egal was!“ Doch daß er nicht ohne ist und stets für Überraschungen gut, müssen im Fortgang des Romans Freunde wie Feinde und auch die geneigte Leserschaft einsehen. Wenn auch nicht überschießenden Jagdtrieb, dies ist eher Fr. Marc O' Malleys Metier, zeigt Hanseler doch eine obligatorische Treue zur Aufdeckung, oft sogar gegen seine häufig schwankende Gemütslage. Was im ehemaligen Priester anfangs in der ihm abgetrotzten Beichte aufscheint, findet am Ende des Romans zur Gewißheit: Hanseler ist dem Priesterstand innerlich verbunden geblieben, seine Suche der Wahrheit ist nicht die eines Kommissars, es geht ihm um die Wahrheit selbst, darum, daß sie die involvierten Personen freimache, tröste und heile; und er, der fast keinen Schritt gehen zu können scheint ohne der Fürs und Widers lange Erwägung, zeigt seine Stärke stets in den Momenten, wo er jede Logik und Vernunft über Bord wirft und der Gewißheit traut, die er, in sein Inneres geworfen, noch unbegründbar bereits erwogen hat und dann auch erkennt und sei es beim Münzwurf in einen römischen Brunnen.

Und da dies einem tapferen Underdog ohnehin geziemt, läßt Wollbold sich nicht lumpen und gönnt seinem Protagonisten am Ende den ganz großen Auftritt, zwar im Stile eines Hercule Poirots aber keineswegs mit dessen Faktengewißheit, so daß er doch noch zum Helden werden kann wegen des Mutes, den es braucht, dennoch das Wahre, so ungeheuerlich es hier in vielem ist, in aller Öffentlichkeit laut auszusprechen.

Doch nicht Applaus oder das Klicken von Handschellen erstrebte der nun vorerst ans Ziel gelangte und so erntet er nun auch den Geist, den er wohl anrief und säte und es ist jener, der hier manche Zunge reden macht und zu lösen beginnt, was verhärtet ist. Und auch an Hanseler selbst ergeht dergestalt eine längst naheliegende Anfrage.

Fazit: ein empfehlenswerter neuer Roman Wollbolds, auch wegen des höchst gelungenen Kunstgriffes, ausgerechnet anhand eines Mannes, der sein Priesteramt verwarf, die *differentia specifica*, also das, was im Kern einen Berufenen von anderen unterscheidet, hier unter anderem der Drang zur Wahrheit aus Liebe zu leidenden Anderen, die die ausgesprochene, aus der Verdrängung gehievte Wahrheit zur seelischen Gesundung brauchen, zu verdeutlichen.

Die beim Gang zur Auflösung des Falles sich eröffnenden moralischen Abgründe sind vom Schmerz eines Menschen aus beschrieben, der die Kirche liebt, gut daß dies hier nicht ausgespart wird; sie sind auch wohlthuender Kontrast zum wohlfeilen heuchlerischen Anklagen von Leuten, die in der Kirche eh nie anderes sahen als einen Sumpf. Desweiteren darf wohl vermutet werden, daß Ähnlichkeiten lebender oder verstorbener Personen mit einigen Figuren des Romans rein zufällig sein könnten.

Als Krimi bezieht Holy Palace vor allem Spannung aus den bis zum Finale fast undurchsichtig bleibenden Personen rund um Maranucci und deren Motivlagen; dennoch entspinnt sich je eine langsame Hinführung, die Auflösung kommt nicht aufgesetzt auf einen Schlag. Nebenbei: gab es im „Felapton“ noch einen Kommissar, der durch routinierte Lustlosigkeit bestach und nahezu obsolet für die Ermittlungen war, verzichtet Wollbold diesmal ganz auf die freundliche Mitwirkung der Polizei. Ohne Leiche kein Mord, aber ein Krimi ohne Kriminaler, kein Problem.

Wie im Debütroman schon gelingt Wollbold bei der Beschreibung von Orten und Personen visuelle Prägnanz, und er macht Atmosphären auch in Zwischentönen für den Leser greifbar. Zweifellos ist seine Liebe zu Rom echt und auch den mitunter spöttisch schalkhaften aber wohlmeinenden Humor hat er mitnichten eingebüßt. Wo es sein muß, werden die Dinge beim Namen genannt, ohne moralisierende Anklage, was das Arge, gerade auch das aber nicht nur in der Kirche, nur schärfer hervortreten läßt.

Ja, natürlich, das Haar in der Suppe will ja zumal im Krimi auch gefunden sein: wie schon beim Debütroman wünschte man sich hier und da um des Leseflusses und der sprachlichen Eleganz willen ein behutsam raffendes und straffendes, mitunter etwas beschleunigendes Lektorat. Doch gibt es bekanntlich verschiedene Suppengeschmäcker. Und wir haben unsere Suppe mit viel Genuß gelöffelt. Hier bestellen wir wieder!

Und würden frei nach Hanseler sagen: „Lies nicht irgendetwas, lies das!“

Uwe Postl